

DiskuTafel: diskutieren und tafeln

Vernetzungsplattformen sensibilisieren Fachleute für die Situation von Kindern aus suchtblasteten Familien

Autor: Iwan Reinhard

Als Kind in der Schweiz aufwachsen zu dürfen, wird im Allgemeinen als Glücksfall betrachtet. Sei dies im Hinblick auf Wohlstand, Bildung, Sicherheit, Umwelt und viele weitere Faktoren. Etwas weniger Glück haben Kinder, welche bei Eltern mit einer Suchterkrankung aufwachsen. Ihnen fehlen meist die für eine gesunde Entwicklung notwendige Geborgenheit sowie stabile Beziehungen. Die Stiftung aebi-hus verbessert durch regionale Vernetzungsplattformen die Startbedingungen dieser Kinder.

In der Schweiz geht man davon aus, dass über 100 000 Kinder bei mindestens einem Elternteil mit einer Suchterkrankung aufwachsen. Die Kinder sind je zu einem Drittel von einer späteren, eigenen Suchterkrankung oder von einer psychischen Störung bedroht. Nur ein Drittel der Kinder bleibt bis ins Erwachsenenalter gesund.¹ Sucht Schweiz engagiert sich seit über zehn Jahren durch Sensibilisierung und Vernetzung auf nationaler Ebene.

In den einzelnen Kantonen sind die Massnahmen gegenüber suchtblasteten Familien von den lokalen Akteuren abhängig und unterschiedlich ausgeprägt. Im Kanton Bern wurden durch das persönliche Engagement zweier Fachfrauen 2014 und 2015 zwei kantonale Tagungen durchge-

Der Austausch und die Begegnung der Fachpersonen stärken die Einzelnen und das Netzwerk gleichzeitig

führt. Die lokalen Akteure beteiligen sich zwar an der regionalen Vernetzung, sie haben jedoch weder den Auftrag noch die Ressourcen, um die Koordination zu übernehmen. In den bestehenden Koordinationsgremien stehen die Kinder selten im Zentrum, und deren Situation wird kaum explizit diskutiert. Die Stiftung aebi-hus ist deshalb in diese Lücke gesprungen und hat die Koordination einer Arbeitsgruppe, bestehend aus acht Fachpersonen verschiedener Organisationen² aus der Region Bern, übernommen.

Die DiskuTafel – klein, aber fein

Nach Auswertung der zweiten kantonalen Fachtagung zeigte sich, dass eine deutliche Mehrheit der Teilnehmenden

weiterhin ein Vernetzungsangebot und einen regelmässigen Erfahrungsaustausch wünschte, allerdings in einem anderen Rahmen, da bei den bisherigen Anlässen aufgrund ihrer jährlichen Ausrichtung und ihrer Grösse der persönliche Austausch und ein Kennenlernen zu kurz gekommen waren.

Im Rahmen einer Arbeitsgruppe wurde deshalb das Angebot angepasst und das «DiskuTafel»-Modell etabliert. Neu finden die Veranstaltungen über Mittag oder am späteren Nachmittag statt, das heisst verkürzt auf 2,5 Stunden, dafür halbjährlich. Ausserdem wird Wert auf den informellen Austausch gelegt und nach den kurzen Fachinputs und Diskussionen ein Stehlunch oder Apéro offeriert. Die DiskuTafeln sind auf 20 bis 30 Teilnehmende ausgerichtet und finden alternierend in den Räumlichkeiten verschiedener regionaler Institutionen statt.³

Das Angebot wird kostengünstig durch Eigenleistungen der beteiligten Institutionen getragen. So werden die Räumlichkeiten durch die gastgebende Institution zur Verfügung gestellt. Auch die fachlichen Inputs werden intern aus dem Netzwerk geleistet. Die Administration und Organisation ist durch die Stiftung aebi-hus finanziert und getragen. «Klein, aber fein» trifft durchaus wörtlich auf die DiskuTafel zu: Eine «kleine», überschaubare Gruppe von Fachpersonen diskutiert engagiert und reflektiert am Ende das Gehörte bei einem «feinen», köstlichen Stehbuffet...

Zwischen Fixerstübli und Kinderzimmer

Jede Veranstaltung hat einen bestimmten, thematischen Fokus, welcher zum jeweiligen Veranstaltungsort passt. Unter dem Titel «Zwischen Fixerstübli und Kinderzimmer» veranstaltete die Berner Gruppe beispielsweise eine DiskuTafel im Rahmen einer Führung durch die CONTACT-Anlaufstelle zum Umgang mit Eltern in der niederschweligen Suchtarbeit. Insgesamt wird ein Ausgleich zwischen institutionellen, vernetzungsorientierten Aspekten und fachlichen, beratungsorientierten Themen angestrebt.

Die Fachinputs und Diskussionen greifen deshalb ganz konkrete, praxisorientierte Fragestellungen auf: Wie kann ich nach der Situation der Kinder fragen und diese Thematik sinnvoll in die Beratung einbinden? Wie gelingt es mir, ein Vertrauensverhältnis zu den Klientinnen und Klienten zu bewahren, auch wenn sich Zielkonflikte bezüglich Kinderschutz ergeben? Wie gehen wir mit dem Dilemma um, durch unsere Arbeit die Elternkompetenzen stärken zu wollen, aber eine Fremdplatzierung ins Auge fassen zu müssen? Diese Fragestellungen zeigen das brisante und belastende Spannungsfeld auf, in welchem sich die Fachpersonen alltäglich bewegen.

Der Austausch und die Begegnung der Fachpersonen «auf Augenhöhe» stärken die Einzelnen und das Netzwerk gleichzeitig. Es wird nicht einfach aus Kostengründen auf den Beizug von externen Expertinnen und Experten ver-

Iwan Reinhard
ist Projektleiter und
Delegierter der Stiftung
aebi-hus sowie Partner der
gemeinnützigen licit gmbh.



zichtet, sondern auch, um das Wissen und die Erfahrung aus der Region zu nutzen. Den Fachpersonen wird damit auch signalisiert, dass sie selber kompetent genug sind, die alltäglichen Herausforderungen zu meistern. Häufig reicht der Austausch mit Fachkolleginnen und -kollegen im Sinne einer Peerberatung⁴, um die eigene Vorgehensweise zu reflektieren und sich in seiner eigenen Rolle zu stärken.

Wie hoch ist der Netzwert?

Die Verbesserung der lokalen Vernetzung soll kein Selbstzweck sein. Die Arbeitsgruppe hat sich das Ziel gesetzt, generell zur Sensibilisierung für die Thematik beizutragen. Das bedeutet, dass die Kinder bei den Fachleuten allgemein in den Fokus rücken sollen. Häufig sind Erwachsene in Behandlung oder Beratung, ohne dass die betreuenden Fachpersonen wissen, dass Kinder da sind und wie deren Lebenssituation aussieht. Die implizite Annahme, dass die Situation von Kindern automatisch verbessert wird, sobald es den Eltern besser geht, ist nicht nur trügerisch, sondern auch falsch. Dass für Fachpersonen der Aufbau eines Vertrauensverhältnisses zu den erwachsenen Klientinnen und Klienten im Zentrum steht, ist richtig und wichtig. Dies sollte jedoch nicht ausschliessen, dass aktiv nach Kindern und deren Situation gefragt wird. Im Gegenteil berichten Fachpersonen im gegenseitigen Austausch immer wieder, dass nach schwierigen Situationen, beispielsweise nach Einreichen einer Gefährdungsmeldung, die Beziehung bei einer transparenten und ehrlichen Kommunikation durchaus gestärkt aus dieser Krise herauswachsen kann.

Die Vernetzung hat auch zum Ziel, dass die regionalen Akteure die bestehenden Angebote der Netzwerkpartner kennen und diese bei weiteren Fachleuten, Institutionen und Familien besser bekannt gemacht werden. Doppelspurigkeiten sollen abgebaut und gleichzeitig Lücken im Angebot festgestellt werden. Die Mitglieder der Arbeitsgruppe und die Teilnehmenden der DiskuTafel erhalten Impulse, um die Thematik in ihren Fachorganisationen zu verankern.

Die Wirkung von Vernetzung und Sensibilisierung ist schwierig nachweisbar. Es sind kleine, aber beständige und wertvolle Schritte, die zu einer Veränderung führen. In Bern haben sich zum Beispiel bei den gastgebenden Ins-

titutionen mehrmals die Organisationsteams zu «internen Ansprechpersonen und Themenwächter» für die Anliegen der Kinder konstituiert. Die Teilnehmenden der DiskuTafel berichten, dass sie sich gestärkt fühlen und motiviert sind, bei ihrer Arbeit konkrete Umsetzungsschritte anzupacken. Und aus der Arbeitsgruppe hat sich ein Konglomerat gebildet, welches gemeinsam ein Gruppenangebot für Eltern und Kinder durchführen wird.

Die «analoge» Zukunft sozialer Netzwerke

Die Stiftung aebi-hus lässt sich in ihrem Engagement von der folgenden Vision leiten:

«Familien mit einer Suchtproblematik sind in ihrer Alltagsbewältigung gestärkt. Die Beziehung zwischen den Eltern und ihren Kindern ist stabilisiert. Die Eltern sind in ihren Erziehungskompetenzen und in ihrem Umgang mit der Suchterkrankung ausreichend unterstützt. Durch die Unterstützung und den transparenten Dialog über die Suchterkrankung sind die betroffenen Kinder in ihrer Resilienz gestärkt und von Schuldgefühlen befreit.»

Die Problematik von Kindern aus suchtbelasteten Familien ist komplex. Das Angebot einer regionalen Vernetzung ist wichtig und ein erster Schritt, kann aber die Problematik nicht alleine lösen. Eine bessere Vernetzung der Fach-

Die implizite Annahme, dass die Situation von Kindern automatisch verbessert wird, sobald es den Eltern besser geht, ist falsch

personen und Institutionen kann indirekt einen Beitrag leisten. Eine direkte Wirkung bei den Familien kann jedoch nur über die persönliche Arbeit mit den Kindern und Eltern erfolgen.

Aebi-hus möchte, um der formulierten Vision näher zu rücken, weitere Angebote aufbauen. Konkret wird die Stiftung momentan durch das nationale Programm Alkohol unterstützt, um Vernetzungsplattformen in zwei weiteren Regionen aufzubauen. Zürich und Biel haben konkretes Interesse bekundet. Eine Umsetzung in diesen beiden Städten wird momentan durch Arbeitsgruppen vorbereitet. Langfristiges Ziel muss es sein, dass sich analoge Angebote in allen grösseren Städten der Schweiz etablieren. «Analog» darf hier doppelt im wörtlichen Sinne verstanden werden: Als mit der DiskuTafel «vergleichbare» Angebote und als «real, persönlich» – und nicht digital – stattfindende Begegnungen und Austauschmöglichkeiten für Fachpersonen.

Vorschau

Nr. 07/08 2018: KlientInnen-Perspektive

Call for Papers: 1. Januar | Redaktionsschluss: 15. Mai
Inserateschluss: 10. Juni

Nr. 09/2018: Armut

Call for Papers: 1. März | Redaktionsschluss: 15. Juli
Inserateschluss: 10. August

Nr. 10/2018: Ausbildung

Call for Papers: 1. April | Redaktionsschluss: 15. August
Inserateschluss: 10. September

Nr. 11/2018: Kinderrechte

Call for Papers: 1. Mai | Redaktionsschluss: 15. September
Inserateschluss: 10. Oktober

Nr. 12/2018: Beistandschaften

Call for Papers: 1. Juni | Redaktionsschluss: 15. Oktober
Inserateschluss: 10. November

Kontakt: redaktion@sozialaktuell.ch

Fussnoten

- 1 Weitere Fakten zur Thematik: www.suchtschweiz.ch/suchtblastete-familien/
- 2 Das Vernetzungsangebot in Bern wird gemeinsam organisiert durch: Blaues Kreuz Bern, PZM Psychiatriezentrum Münsingen AG, Contact, Berner Gesundheit, suchttherapiebärn, Kantonale Erziehungsberatung Bern, aebi-hus – Schweizerische Stiftung für Suchthilfe (Trägerschaft).
- 3 Weitere Informationen zum Modell der DiskuTafel auf: www.aebi-hus.ch – Projekte – Kinder aus suchtbelasteten Familien
- 4 Vgl. Peerarbeit in den Bereichen Jugend-, Sucht-, Gesundheits- und Präventionsarbeit: www.PeerWork.ch

Interview**«Das Vorgehen der Behörden empfand ich als chaotisch»**

Ein heute 29-jähriger Mann blickt zurück auf seine Kindheit. Er wuchs mit der zwei Jahre jüngeren Schwester beim Vater und der alkoholsüchtigen Mutter im Kanton Bern auf. Als er neun Jahre alt war, trennten sich die Eltern, daraufhin lebten die Kinder ein Jahr alleine mit der Mutter. Dann wurden die Geschwister in eine Pflegefamilie platziert.

Wie und wann realisierten Sie als Kind, dass Ihre Mutter ein Suchtproblem hatte?

Wann es mir aufzufallen begann, ist schwierig zu sagen, da ich damals keinen Vergleich mit einem «normalen» Familienleben anstellen konnte und heute nur noch verschwommene Erinnerungen an jene Zeit habe. Realisiert habe ich es dann sicher mit etwa acht Jahren, als meine Schwester und ich in die Sprechstunde für Kinder aus belasteten Familien geschickt wurden.

Wie fühlten Sie sich damals, wenn Ihre Mutter alkoholisiert war?

Bis ich etwa neun Jahre alt war, erlebte ich meine Mutter jeweils nur schlafend. Mit elf Jahren, als wir schon bei unserer Pflegefamilie lebten, durften wir übers Wochenende zu meiner Mutter. Eines Tages drohte meine Mutter im Alkoholrausch, sich das Leben zu nehmen und ist auf den Balkon gestiegen. Diese panische Angst um meine Mutter war die schlimmste Erfahrung in meinem bisherigen Leben. Seltsamerweise habe ich ihr gegenüber nie Wut empfunden, sondern immer nur Mitleid.

Gab es Momente in Ihrer Kindheit, in denen die Mutter ihren Pflichten nicht nachkam?

Ja, dies kam oft vor. In dem Jahr, in dem meine Schwester und ich alleine bei ihr lebten, weckte mich morgens jeweils niemand. Niemand half mir beim Anziehen und gab mir etwas zu essen. Niemand schickte mich am Abend wieder ins Bett. Es kam vor, dass ich verspätet und mit unpassender Kleidung in der Schule ankam. Ernährt habe ich mich von Vorräten, etwa rohen Teigwaren, welche von einer Nachbarin regelmässig gebracht wurden. Auch mussten meine Schwester und ich mehrmals vor der Haustüre warten, da meine

Mutter ihren Alkoholrausch im Bett ausschliess. Meine Schwester zog sich vermehrt zurück und ass und übernachtete bei ihren Schulkolleginnen. Ich dagegen blieb öfter zu Hause und sorgte für meine Mutter.

Was beschäftigte Sie als Kind hauptsächlich in Bezug auf Ihre suchtbelastete Mutter?

In erster Linie beschäftigte mich, dass sich die Eltern wegen der Sucht meiner Mutter trennten. Der Vater war ihr gegenüber zunehmend ausfällig und sogar handgreiflich geworden. Später kamen die starken epileptischen Anfälle meiner Mutter dazu, die mir grosse Angst bereitet haben. Da die Unterbringung bei den Pflegeeltern anfangs nur befristet war, wussten meine Schwester und ich nie, ob und wann wir wieder zu unserer Mutter zurückkehren und wie lange wir noch bei der Pflegefamilie bleiben konnten. Dieser Zustand war ebenfalls sehr belastend für uns. Was mich heute immer noch am meisten beschäftigt, ist die Tatsache, dass meine Mutter, obwohl man ihr die Kinder wegnahm, nicht genug Willen aufbringen konnte, um die Sucht zu besiegen.

Hatten Sie als Kind eine Vertrauensperson, mit der Sie offen über die Suchtproblematik Ihrer Mutter sprechen konnten?

Die immer wechselnden Umstände führten dazu, dass auch unsere Bezugspersonen ständig gewechselt haben. Deswegen war es mir nicht möglich, ein richtiges Vertrauensverhältnis zu einer Person aufzubauen. Ich redete mit mehreren Schulpsychologen, jedoch empfand ich diese nicht als Vertrauenspersonen. Auch das Verhältnis zu meiner Pflegefamilie war belastet, weil wir ja nicht ihre leiblichen Kinder waren.

Wie haben Personen aus dem weiteren Umfeld reagiert?

Das ganze Dorf wusste, was los war, und versuchte zu helfen. Wir konnten bei Nachbarn und Schulfreunden mittagessen. Bei epileptischen Anfällen meiner Mutter half uns jeweils eine Nachbarin, welche ebenfalls ein Drogenproblem hatte.



Elisa Mombelli, Masterstudentin Politikwissenschaften und Volkswirtschaft UZH, ist Mitarbeiterin des Projekts «Kinder aus suchtbelasteten Familien» der Stiftung aebi-hus und Werkstudentin der gemeinnützigen licit gmbh.

Wie lief es in der Schule und im Kontakt zu Gleichaltrigen?

Ich hatte keine Mühe, Freunde zu finden, da ich schon immer sehr offen zu anderen Menschen gewesen bin. Durch die Abwesenheit meiner Mutter suchte ich oft den Kontakt mit meinen Schulfreunden und verbrachte viel Zeit mit ihnen. Zudem hatten meine psychischen Probleme zu einem Fehlverhalten in der Schule geführt, wegen dem ich von den Mitschülern mehr Beachtung erhielt.

Wie haben Sie das Hilfesystem erlebt?

Inwiefern die Schule involviert war, ist für mich unklar. Jedenfalls hat es aus meiner Sicht viel zu lange gedauert, bis etwas unternommen wurde. Das Vorgehen der Behörden empfand ich damals als chaotisch und unkoordiniert. Die Pflegemutter musste meine Schwester und mich alleine bei unserer Mutter in der Wohnung abholen. Diese wollte uns nicht hergeben und erlitt schlussendlich im Alkoholrausch einen epileptischen Anfall. Heute bin ich sehr froh über den Verlauf meiner Fremdplatzierung. Meine Schwester und ich wurden nicht getrennt und konnten in der gleichen Schule bleiben. Wir hätten nämlich auch in ein Heim gebracht werden können.

Gibt es etwas, das Sie sich als Kind generell gewünscht hätten?

Früher wünschte ich mir, dass meine Eltern zusammenbleiben und meine Mutter wieder gesund wird. Als ich älter war, wünschte ich mir eine richtige Kindheit zurück.

Elisa Mombelli